

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

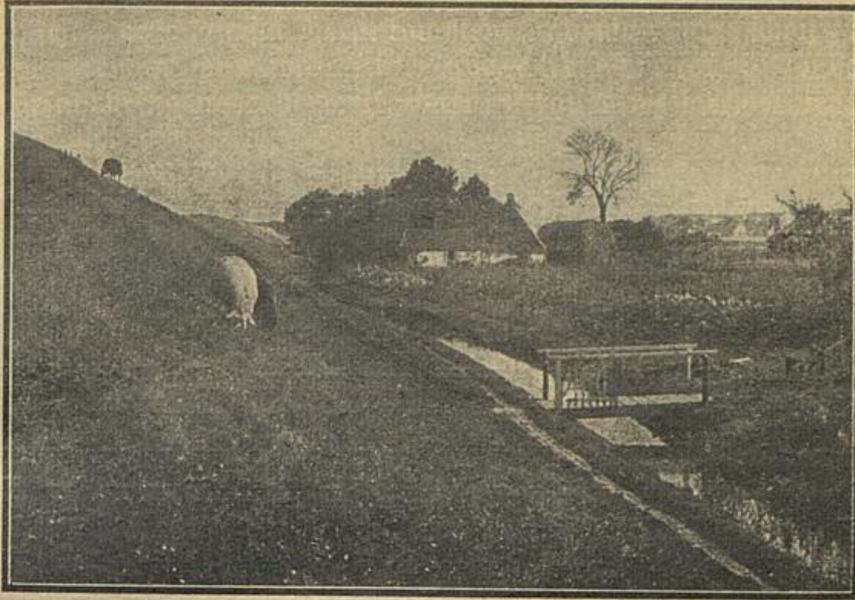
Die Vogelwelt der Jadestädte und ihrer Umgebung, des Jeverlandes und der Friesischen Wehde

tom Diek, Paul

Accum, 1933

A) Vögel der Marsch und der Marschgehöfte.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8466



Gehöft hinter dem Deich. Aufn.: Dr. H. Nitzschke, Wilhelmshaven.

A) Vögel der Marsch und der Marschgehöfte.

A 1.) Die Brutvögel in der Marsch.

Kommt man aus den Straßen der Jadestädte heraus, dann umfängt uns bald die Marsch. In der gleichmäßig geformten Landschaft liegen die Bauerngehöfte wie kleine Inseln in einer grünen Ebene. Rote Häuser verkriechen sich hinter einem Wall von Hofbäumen, der die Ansiedlung von allen Seiten umgibt. Die alten Eschen, Weiden und Erlen dieses Schutzwalles haben ihre Geschichte, sommertags reichen sie sich die Hände, und dann träumen die abgelegenen Gehöfte in ihrem stillen Grüngürtel. Mancher Vogel wohnt in den Zweigen der grünen Hofburgen, denn der rechte Jevevländer achtet die Kreatur und hält darauf, daß alles, was in seinem Hofkreis nistet, ungestört die Brut hochziehen kann. Der echte Bauer ist mit seinen gesiederten Gästen befreundet. Bei seiner Arbeit im stillen Feld sind die Vögel seine guten Bekannten, sie beleben Feld und Wiese, darum schützt er sie. Er überläßt ihnen auch die Dornsträucher und Weidenbüsche, die an den Gräben im Land hochschießen und groß werden, weil sie dort vor dem Verbiß durch das weidende Vieh geschützt sind. Mögen die Sträucher dort wachsen, der Bauer schlägt sie nicht ab. Die einsamen Feldbüsche sind Wesen für sich, mit denen man sich unterhalten kann, — sie haben ihr Alter, und der Bauer ist mit ihnen groß geworden.

Die einsamen Büsche und die grauen „Hecks“, — das sind die Wächter in der weiten Marsch. — Wenn die Bohnenfelder blühen, sitzt der Ringeltäuber auf dem alten verwitterten Heckbalken, und zur Wintersonne hält der Bussard von oben Ausschau.

Duftende Äcker und Felder mit ihren einsamen Sträuchern und Hecks, Graften voll Reit, ragende Hofeschen um alte Bauernsitze, grüne Weiden mit schwarzweißem Vieh, ein pflügender Bauer im Feld, umkreist von weißen Möwen, — das ist das Bild unserer Marsch.

Sie beherbergt eine ihr wesenseigene Vogelwelt.

In der schützenden Wallburg der Hofbäume nisten die Rabenkrähe und die Elster.

Die Rabenkrähe (*Corvus corone* L.) Bild S. 11

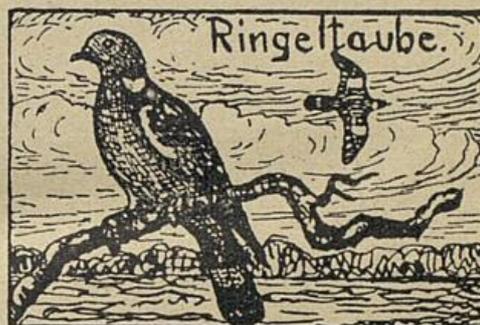
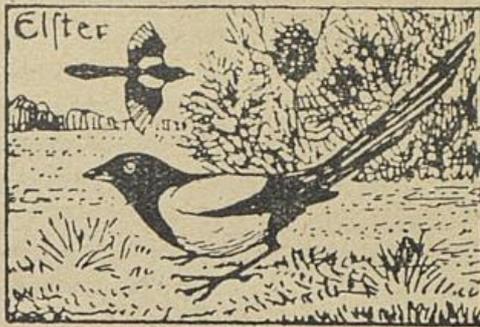
Ist in unserer Marsch noch häufig anzutreffen. Bei jedem größeren Bauerngehöft horstet mindestens ein Paar der schwarzen Krähen, doch immer so hoch und auf solchen Ästen, die kaum zu erklettern sind. Auch in alleinstehenden Bäumen, in den Wahnrbäumen der Marsch, nistet sie gerne, alljährlich z. B. in der alten Weide, die mitten im Land, nördlich der Straße Langewerth—Accum, steht. Im Sommer 1931 sah ein Nest in der Kiefernplantation gleich rechts am Eingange des Rüstinger Stadtparkes. Sehr ruhige Nistgelegenheiten bieten sich der Rabenkrähe in den geschützten Gehölzplantagen der Forts; so wurden in den hohen Pappeln des Rüstnerfieler Forts jedes Jahr einige Nester dieser Krähe festgestellt. An der etwas ruhigeren Landstraße Fedderwarden—Fedderwardergroden wurden sogar Nester im Gezweige der Straßenbäume festgestellt.

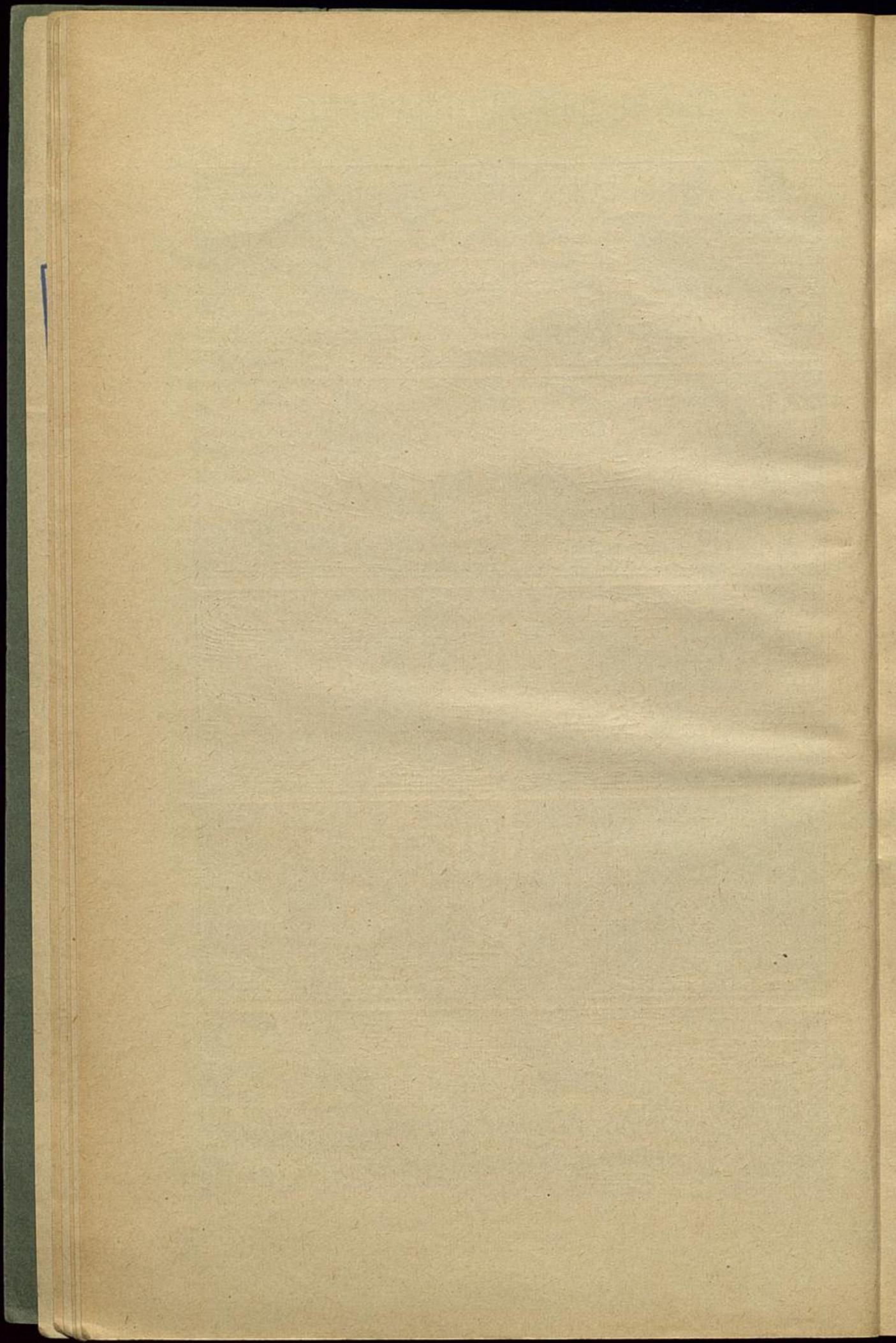
Das Nest der Rabenkrähe hat einen Durchmesser von ca. 50 cm. Als Unterlage dienen dicke Reiser, die mit Erde abgedichtet werden. Hierauf wird eine Schicht von Kräutern und dürren Halmen verpackt, auf die innen eine Schicht von Bastfasern, Bindfäden, Wolle, Schweineborsten, Federn und Härchen folgt. Anfang April legt das Weibchen drei bis fünf blaßblaugrüne, mit verwaschener schwärzlichbrauner Fledung bedeckte Eier in das weichgepolsterte Nest hinein. Sobald das Weibchen zu brüten beginnt, läßt es sich ungern von den Eiern vertreiben und fliegt erst ab, wenn sich jemand unten am Stamme des Nistbaumes zu schaffen macht.

Über den Schaden, den die Rabenkrähe wie alle anderen Krähen anrichten soll, ist viel geschrieben worden. Sicher ist, daß diese Krähe neben ihrem Hange zur Nesträuberei vor allem Nasvertilger ist und auch viele Acker- und Wiesen-schädlinge frißt. Mäuse, Engerlinge, Gewürm und Schnecken werden in Massen vertilgt, und daß sie gelegentlich einen kranken Hasen oder ein kümmerndes Rebhuhn erledigt, wird ihr gewiß kein Jäger verargen. Die Rabenkrähe gehört zur unentbehrlichen Feld- und Wiesenpolizei und sollte von jedem einsichtigen Landwirt in einem gewissen Bestande geduldet werden. Im Sommer ist sie der einzige größere Raubvogel der Marsch, der alles Kranke und Gefallene vertilgt. Wo sie die Hühnerküken holt, muß sie natürlich vernichtet werden.

Sie ist unsere schwarze Krähe und darum von den anderen Krähen sofort zu unterscheiden, weil sie ein völlig schwarzes Gefieder trägt.

Marsch und Marschgehöfte.





Dieses zeigt bei günstiger Beleuchtung einen bläulichen, grünlichen und purpurfarbenen Glanz.

Sommers und winters ist die Rabenkrähe bei uns, im Sommer schläft sie in den dichten grünen Bäumen der Marschenhöfe, im Winter schlägt sie sich mit Dohlen und Nebelkrähen zusammen und teilt dann deren Lebensgewohnheiten. Mit den anderen Krähenvögeln fliegt sie des Abends zum gemeinsamen Schlafwald in Barkel, und tags treibt sie sich mit ihnen auf den Ländereien, auf dem Watt und auf den Abfallplätzen der Städte herum. (Darüber Näheres S. 34.) Die Stimme der Rabenkrähe ist ein breites „kaa, koa, kaak“. Mitunter hört man auch schnarrende „karr, karr, karr, karr“ oder helle, flirrende „kurr, kurr, kurr“ oder „kirr, kirr, kirr“.

Die Elster (*Pica pica* L.), Bild S. 11

plattdeutsch „Heister“, „Häister“ oder „Schreehäster“, steht der Rabenkrähe als Nesträuber nichts nach und muß wie diese in gewissen Grenzen kurzgehalten werden. Ihren Nutzen hat sie als Vertilgerin zahlreicher Feld- und Gartenschädlinge. Ganz ausrotten darf man sie deshalb nirgends; zudem trägt ihr schwarzweißes Gefieder sehr zur Belebung und Verschönerung des Heimatbildes bei. Sehr reizvoll ist es, ein Elsternpaar zu beobachten, wenn es in nächster Nähe die Grasnarbe einer Wiese nach Gewürm und Larven hin untersucht. Das Paar schreitet sehr anmutig auf der Wiese hin und her und trägt den Schwanz dabei hübsch fächerförmig entfaltet. Beim Schweben und Gleiten in starkem Winde versteht die Elster den Schwanz nicht gerade sehr gut als Steuer zu gebrauchen. Ihr Flug ist auch etwas schwerfällig und geschieht ruckweise. In Erkennung dieser Tatsachen ist folgender Spruch zu verstehen: „He hett in Wörn (Wörtern), at de Heister inn Steert!“ Kopf, Hals, Rücken, Kehle und Brust des Vogels sind schwarz, Schultern und Bauch dagegen weiß. Die Schwungfedern der Flügel schillern zumeist in Blau, die Steuerfedern des langen Schwanzes tragen vorherrschend grünlichen Glanz. Auch Kopf und Rücken schillern grünlich.

Das Nest der Elster steht häufig in dichten Dornbüschen, es kann aber auch in hohen Pappeln, in Ulmen und Birken angelegt sein. Mit dem Nestbau beginnt die Elster bereits im Winter, oft schon im Februar. Wie beim Krähenest wird die Nestmulde mit Erde abgedichtet und dann mit vielen kleinen Reisern und Halmen ausgelegt. Zum Schutze gegen Raubvögel baut die Elster nun aber noch eine gewaltige Haube aus Dornen und sparrigen Reisern über das Nest, so daß das ganze Nest zuletzt eine Kugel von über 1 m Durchmesser bildet. Durch ein seitlich freigelassenes Einschlupfloch gelangt die Elster in die wehrhafte Burg hinein. Das Weibchen legt sieben bis acht grüne, braun-gepunktete Eier. Auffallend ist das überaus vorsichtige Gebahren, mit dem die alten Elstern an das Nest heransfliegen. Die Jungen vermeiden auch jedes lautere Schreien im Nest, so daß man oft kaum ahnen kann, ob Junge darin sind oder nicht. Es mag noch so sehr am Stamme gerüt-

teft und geklopft werden, die Zungen geben keinerlei Laute von fich, und auch die Eltern halten fich unsichtbar, um nicht die Aufmerksamkeit des Menschen auf das Nest zu lenken. Erst wenn die menschliche Hand in das Nest hineingreift, stimmen die Zungen ein mörderliches Geschrei an, das dann durch das Gezeter der heransfliegenden Alten noch vermehrt wird. Meist hört man von der Elster ein wenig schönes „schackackackackack“ oder ein etwas helleres „räckäckäckäckäck“. Wegen des häufigen Schackerns heißt sie auch „Schackerelster“.

In Parks und auf Friedhöfen wird die bunte Elster nicht gerne gesehen, weil sie das Singvogelleben zu sehr schädigt, man nimmt ihre Nester dort am besten aus. Oftmals ist es allerdings kaum möglich, ein Elsternest auszuheben, da es meist in der äußersten Spitze eines nicht zu erkletternden hohen und schlanken Zweiges sitzt. Wegen des großen Umfanges kann man auch kaum von unten her in ein Elsternest hineinreichen.

Eine Zierde für jedes Bauerngehöft ist

der weiße Storch (*Ciconia ciconia* L.).

Wo er seinen Horst aufgeschlagen hat, wird er von allen Hofleuten sorglich betreut und geschützt. Mit großer Anteilnahme wird sein Erscheinen im Frühjahr aufgenommen, das Ausbessern des Nestes verfolgt und später das Großwerden der Jungen beobachtet. Genau weiß der Hofbauer über Freude und Leid seiner oft schon Jahrzehnte bei ihm wohnenden Storchfamilie Bescheid. Die Störche bringen dem Hofe Glück und beschützen ihn vor Unheil und Feuersgefahr; Sünde und Frevel ist es daher, die Störche in ihrem Brutgeschäft zu stören. So sagen die alten Leute. Leider ist der Storch in unserer benachbarten Marsch weniger geworden. Der Grund ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß immer mehr Niederungen und Sumpfgelände entwässert werden und dem Storch dadurch die Ernährungsmöglichkeit mehr und mehr beschnitten wird. An Nistgelegenheiten mangelt es dem Storch bestimmt nicht. Im Rüstinger Stadtgebiet waren im Jahre 1931 allein schon zwei Nester unbefestigt. Daß die Nahrungsknappheit der Hauptgrund für das Verlassen alter Horste ist, zeigt vielleicht die Tatsache, daß sich im Jahre 1930 in den Mäuseplagegebieten des Amtes Elsfleth an einem Tage etwa hundert Störche einfanden, die dort der Mäusejagd oblagen. Wo viel Nahrung zu finden ist, da stellt sich auch Freund „A d e b a r“ ein. Und wo es mit den Fröschen knapp wird, da wird auch kein Storchpaar ein neuankommendes Paar dulden. In sehr trockenen oder in recht kalten Jahren werden entweder weniger Junge hochgebracht, indem weniger Eier gelegt oder Junge aus dem Nester gestoßen werden, oder das Paar schreitet vielleicht auch gar nicht zur Brut, wenn es nicht den Horst ganz aufgibt.

Unbewohnte Horste waren 1931 im Stadtgebiet Rüstingen in Hessen-Ebberiege (Landwirt Bernharnd Lauts — Nest 1932 zum ersten Male seit langen Jahren wieder besetzt) und ein zweites an der Umfangstraße Nr. 3 kurz vor Rüstiersiel auf dem Gehöfte des Landwirts

Johann Abrahams. Ein bewohnter Horst ist in der Nähe der Jadestädte auf dem Gehöft des Landwirtes August Frerichs, Fortifikationsstr. 204. Man kommt am Nest vorbei, wenn man den Wiesenpfad geht, der den östlichen Teil des Rüstinger Stadtparkes mit Neuengroden verbindet. Ein zweites besetztes Storchnest sieht man, wenn man von Rüstingen nach Fedderwarden fährt, auf dem ersten Gehöft nach Antonslust links an der Straße auf einer in zehn Meter Höhe geköpften Weide. Der dem Landwirt Hermann Weerda gehörige Hof führt den Namen „Hölle“. Das dritte bewohnte Nest ist auf der Henningschen Landstelle in Koffhausen, gegenüber der Schule, und ein viertes, das 1932 neu erbaut und sofort von einem Storchpaar, das aber nicht zur Brut geschritten, bewohnt worden ist, in Ollacker bei Accum. Die darauffolgenden bewohnten Horste liegen im Amte Barel. Das bekannteste für die Jadestädter ist wohl das in Blauhand, links an der Straße auf dem gestützten Seitenast einer Pappel. Ein weiteres ist in Driesel, auch nah der Straße, in der Krone eines Baumes.

Wie angegeben, stehen die Horste auf unseren Marschhöfen durchweg in acht bis zehn Meter Höhe auf den abgesägten Aststümpfen von Weiden und Pappeln. Die glatte Bedachung unserer Marschhäuser gestattet die Anbringung eines Nestes auf dem Hausdache nicht. Das ist nur auf einem reitgedeckten Hause möglich. In Feringhave, bei dem Landwirt H. Theilen, ist wohl von den Jadestädten aus das erste Storchnest, das auf einem Reitdache Platz gefunden hat.

In den bis 1931 besetzten sechs Horsten aus der näheren Umgebung der Jadestädte wurden an Jungen hochgebracht:

1931	insgesamt	17	Vögel,
1930	„	15	„
1929	„	7	„
1928	„	14	„

(Nach Ministerialrat R. Tanzen: „Die Niststätten des weißen Storches im Landesteil Oldenburg“).

Das Aussehen des weißen Storches wird allgemein bekannt sein: Bis auf die schwarzen Schwinge und die längsten Flügeldeckfedern ist das Gefieder weiß, Schnabel und Beine sind rot. Der Schnabel des jungen Storches ist schwarz.

Um den 24. August herum verlassen uns die Störche regelmäßig, um ihren Flug nach dem Süden Afrikas hin anzutreten. Am 7. 9. 31 sah man allerdings noch drei Störche hoch über den Jadestädten kreisen. Es waren wohl Nachzügler.

Das Nest mißt im Durchmesser 140—150 cm, wird in jedem Jahre etwas höher gebaut und mit Erde, Rasenstücken, Blattwerk, trockenem Dünger, Halmen, Lumpen und anderen weichen Stoffen ausgepolstert. Die Störchin legt drei bis fünf reinweiße, gänseeigroße Eier, aus denen nach vier Wochen die Jungen schlüpfen. Diese sitzen lange Zeit im Nest, oft acht Wochen. Zuerst liegen sie auf der Ferse, und danach versuchen sie sich langsam aufzurichten. Gegen Ende Juli sind sie flügge.



Weil die Jungen so lange im Neste bleiben, verkitten Erde, Kot und Nahrungsabfälle darin bald zu einer festen Diele.

Im Fevertande heißt der Vogel „Störk“, auf der Oldenburger Geest „Obär“, in Butjadingen „Aebär“.

Ein Raubvogel, der hin und wieder einmal in der Marsch brüten wird, ist der **Turmfalke**. Bestimmt bekannt geworden ist mir kein Brutvorkommen, aber da im Sommer des öfteren Turmfalken beobachtet wurden, wird man auf ein Brüten in den Bäumen irgend eines stillen Marschenhofes schließen können. Im Frühjahr 1932 wurde ein balzendes Turmfalkenpaar an der Umfangastraße Mariensiel—Rüstersiel gesehen. Vor Jahren hat ein Turmfalke seinen Horst in dem Turme von Marienhausen bei Sanderbusch gehabt, und als die jetzt abgebrochene Brauerei in Accum noch stand, nistete dort ein Turmfalkenpaar unter dem Giebel des hohen Brauereidaches.

Der Turmfalke (*Falco tinnunculus* L.), Bild S. 11

auch Stößer und Rüttelfalke genannt, ist in seinem Flugbilde leicht kenntlich an den schmalen spizen Flügeln und dem langen geraden Schwanz. Die Oberseite des taubengroßen Vogels fällt durch ein helles Rot auf, ein wunderschöner Ton zwischen Ziegelrot und Zimtrot. Kopf, Nacken und Schwanz sind aschgrau. Wenn sich der Vogel in seinen weiten Kreisflügen herumwirft, erkennt man am Ende des Schwanzes die blauschwarze Querbinde. Die Füße des Turmfalken sind gelb und der braune Schnabel am Grunde wie bei allen Raubvögeln mit einer gelblichen Hornhaut, der sogenannten Wachshaut, zum Teil überdeckt. Von gelbem Aussehen ist auch die allen Raubvögeln eigene nackte Hornhaut um die Augen herum, der sogenannte Augenkreis.

Das Weibchen des Turmfalken ist ganz anders befiedert als das Männchen. Es ist oberseits fast ganz röteltrot, vom Kopf bis zum Ober Rücken mit schwärzlichen Längsflecken gezeichnet. Der Schwanz ist ganz gebändert. Der Bürzel grau, die Unterseite wie die des Männchens.

Den der Mäusejagd obliegenden Falken erkennt man am Rütteln. Mit raschen Flügelschlägen hält sich der Vogel, während die Augen aus 30—40 m Höhe scharf nach unten spähen, auf einem Punkte in der Luft. Hat er eine Maus entdeckt, so senkt er sich weiter zur Erde herab, rüttelt wieder, senkt sich, wenn die Maus ihn nicht bemerkt, noch tiefer, rüttelt erneut und schießt dann blitzschnell von hinten auf das Opfer zu, das er mit seinen scharfen, dolchspitzen Fängen packt und durch die Luft davonträgt. An einem stillen Platze wird dann die Maus gekröpft, das heißt, in Stücke gerissen und dann mit Haut und Haaren hinuntergewürgt. Alle unverdaulichen Teile, wie Knochen, Zähne und Haare, werden später als Gewölle wieder ausgewürgt.

März 1930 wurde der Turmfalke oftmals jagend beim Rosenberge beobachtet, April 1931 ein Paar längere Zeit auf dem neueingedeichten Knyphauserfielergroden. Auch im Jahre 1932 wurden an letztgenannter Stelle öfter Turmfalken beobachtet. Sie strichen in schnellem Fluge am Deiche entlang und suchten dann wieder die Deichhänge, die Deichkappe

und das Binnendeichsland nach Mäusen und anderen schädlichen Nagern ab. Auf den Bestickpfählen des Deiches hatten die Falken öfter gerastet, denn dort fanden sich neben kalkigen Kotresten zahlreiche von ihnen ausgewürgte Gewölle, die Mausehädel enthielten. Im Winter 1931/32 wurde auf dem Wilhelmshavener Schlachthof ein krankes Turmfalkenmännchen gefangen, das in der Grodenschule wieder gesund gepflegt wurde und dann die Freiheit erhalten konnte. Im Waldgebiet der Friesischen Wehde sieht man den Vogel häufig über den Wiesen rütteln.

Das Nest des Turmfalken steht meist immer 6—8 m hoch, mitunter wird auch ein verlassenes Krähenest bezogen. Das Gelege besteht aus 4—6 Eiern, die etwas rundlich und auf braungelbem Grunde rotbraun gefleckt sind. Wo ein Turmfalkenhorst entdeckt wird, muß er unbedingt geschützt und gehegt werden. Der Turmfalke ist ein Wächter unserer Deiche und untersteht deshalb auch dem Vogelschutzgesetz. Mitteilungen über das Brutvorkommen dieses Falken sind sehr erwünscht. Zur Balzzeit hört man von ihm häufig seinen Ruf, ein helles, bezeichnendes „kli kli kli kli kli!“

Der Sperber (*Accipiter nisus* L.), Bild S. 11

plattdeutsch „A l e m m v a g e l“, wird hin und wieder noch auf irgend einem Marschenhofe nisten. (Mitteilung erwünscht.) Ein Paar nistet seit Jahren in der ausgebrochenen Krone einer Pappel des Hauptlingsfisches Fischhausen (Nördl. Jeverland). Der Vogel hat aber, wie alle anderen Raubvögel, stark abgenommen, vielleicht gibt es in unserer Marsch nur noch ein Paar. Er ist ein sehr schlimmer und frecher Räuber und untersteht deshalb auch nicht dem Schutzgesetz. Trotzdem sollte er aber nicht vernichtet werden, denn er ist ein Stück Natur und hat seinen Zweck. Man lasse die Natur zufrieden. Er ist der Raubvogel, der im Winter auch die Stadt durchstreift und durch Gärten und Gebüsch, über belebte Straßen und Plätze dahinschießt, ständig nach Sperlingen, Finken und anderen Kleinvögeln jagend. Sein Flug ist überaus kühn und gewandt. Ueber den Schulplatz der Schule Tonndeiich-Rüstringen verfolgte ein Sperber einst eine Schar Sperlinge. Bei einem heftigen Stoß nach einem Sperling wäre er beinahe gegen eine Stallwand gesaußt, aber im entscheidenden Augenblick brachte er den Körper blitzschnell zum senkrechten Aufsteigen und entschwand auf den nahen Friedhof. Dort wurde er später beobachtet, wie er eine Taube schlug und mit ihr davonslog. Der Friedhof liegt mitten in der Stadt.

Der Sperber ist etwas größer als der Turmfalke, besonders das Weibchen ist größer. Im Flugbilde erkennt man die breiteren Flügel. Der Schwanz des Sperbers ist dazu breiter und kürzer als der des Turmfalken. Den jagenden Sperber erkennt man an seinem schnellen Fluge, in den mitunter besonders schnelle Flügelschläge eingeschaltet werden. Er fliegt immer recht niedrig am Boden entlang und benutzt jede Bodenwelle und jede Grabensenkung, um möglichst ungesehen sein Gebiet zu durchstreifen. Wenn er eine Beute verfolgt, saust er in schnellstem Fluge durch jeden Baum und durch jedes Gebüsch hindurch.

Vom Turmfalken ist der Sperber in der Färbung leicht zu unterscheiden. Seine Oberseite ist blaugrau und die weiße Unterseite mit dunkel braungrauen, beim Männchen mit rostfarbenen Wellenlinien quergebändert. Ueber den grauen Schwanz laufen 4—6 schwarze Querländer. Der Fuß des Sperbers ist zitronengelb, der des Turmfalken mehr goldgelb. Das Gelege besteht aus 3—5 hellgefärbten Eiern, die viele rotbraune und weniger graublaue Flecke und Punkte tragen.

Im Fluge, in der Größe, wie auch im vorherrschenden Grau des Gefieders zeigt der Sperber eine gewisse Ähnlichkeit mit dem

Kuckuck (*Cuculus canorus* L.). Bild S. 11

Das Volk sagt daher auch wohl, daß sich der Kuckuck im Winter in einen Klemm Vogel verwandle. Die Unterseite des Kuckucks ist bis auf den grauen Hals und die graue Kehle auch quergebändert, aber mit schwarzen Strichen und Linien. Die Oberseite ist taubenfarben grau-blau, die Steuerfedern des Schwanzes schwarz, weiß gefleckt. Die Weibchen und jungen Vögel sind auf der Oberseite rostrot gefleckt und ihre ganze Unterseite vom Kinn bis zum Bauch durchweg schwarzbraun quergebändert.

Der Flug des Kuckucks ist etwas langsamer als der der Taube.

Das sicherste Erkennungszeichen für den etwa taubenroten Kuckuck ist natürlich sein Ruf, den er bis in den Juli hinein unablässig ertönen läßt, beim Aufbaumen sowohl als auch während des Fluges. Neben dem zweisilbigen „kuckuck“ hört man von einigen Vögeln dreisilbige „kuckuckuck“, wobei der Ton entweder auf der ersten oder auf der zweiten Silbe liegen kann. Wenn man Glück hat, vernimmt man auch wohl einmal das Richern des Kuckuckweibchens. Wenn der Kuckuck ruft, sagen die Kinder: „Kuckuck, Kuckuck, Dummsnut, schellt sen eegen Namen ut!“

Hat man beim Hören des ersten Kuckucksrufes Geld oder Brot in der Tasche, so sagen die Kinder im Jeveerlande wohl noch: „Ja heff nu Geld (oder Brot) ditt Jaahr!“ (Dasselbe ist auch wohl noch üblich, wenn man im Frühjahr die erste Bachstelze hört.)

Obwohl der Kuckuck mehr ein Vogel der Geest und des Moores ist, kommt er doch auch in der Marsch ziemlich häufig vor. Mitte Mai trifft er meistens erst bei uns ein, während er Anfang Mai oft schon auf der benachbarten Geest zu hören ist. Am sichersten hört man ihn bei uns in den gebüschreichen Anlagen der Forts und im Rüstinger Stadtpark. Auf weiten Wiesen- und Moorländereien setzt er sich gerne auf die Drähte der Hochspannungsleitungen.

Daß der Kuckuck seine Eier anderen Vögeln zum Brüten überläßt, dürfte bekannt sein, ebenfalls, daß der junge Kuckuck, wenn es ihm im Neste zu enge wird, die Jungen seines Wirtsvogels hinauswirft. Mir ist in der hiesigen Marsch allerdings noch kein Nest mit einem Kuckucksei bekannt geworden, doch wird er seine Eier wohl in die Nester der bei uns häufigen Dorngrasmücken und Rohrsänger legen. Das Ausfindigmachen von Kuckuckseiern in Singvogelnestern ist zudem recht schwierig,

da sich die Kuckuckseier der Form und Farbe nach immer den Eiern der von ihm am meisten „beglückten“ Wirtsvogel anpassen. Das Oldenburger Naturhistorische Museum bietet dazu eine ganz interessante Zusammenstellung von Kuckuckseiern, die in die Nester der verschiedensten Singvögel gelegt worden sind. Oftmals ist das Kuckucksei kaum aus den anderen im Neste liegenden Eiern herauszukennen.

Als Wirtsvögel kommen für den Kuckuck sowohl Erdbrüter als auch Strauchbrüter und Röhrichtbrüter unter den Singvögeln in Frage. Man hat Kuckuckseier in den Nestern von Finken, Ammern, Lerchen, Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Wiesenschmähern, Drosseln, Grasmücken, Laubvögeln, Rohrsängern, Zaunkönigen, Bachstelzen, Fliegenschneepfern, Kohlmeisen und sogar in den Nestern von Krähen- und Taubenvögeln gefunden.

Wenn das Kuckucksweibchen ein Singvogelnest gefunden hat, legt es das Ei in der Nähe auf dem Boden ab und trägt es mit dem Schnabel in das Nest hinein, wobei es dann mitunter einige Eier des Wirtsvogels entfernt.

Zur Nahrung dienen dem Kuckuck die besonders viel in Heide, Moor und Wald anzutreffenden behaarten Raupen, daneben aber auch viele Insekten, sogar Libellen, Schnecken und Käfer.

Wenn der Kuckuck ruft, ist es Pfingsten, die Zeit des Blühens und Duftens in der Natur. Sie ist untrennbar verbunden mit dem in melodischer Terz abfallenden Kuckucksruf.

Häufig brütet immer noch bei uns die

Holztaube oder Ringeltaube (*Columba palumbus* L.).

Bild S. 11

Sie nistet bei jedem Bauernhof in der Marsch und in den dichten Kronen der Straßebäume, wenn auch noch so viel Verkehr unter ihnen hindurchflutet. Sie ist ein Vogel, der sich wie wenige an die Entwicklung von Verkehr und Wirtschaft gewöhnt hat. Auf allen Friedhöfen und in allen Parks unserer Städte trifft man sie an, im Billenviertel und in Siebethsburg nistet sie in den Quirlen der gestuhten Straßenuhlen. 1919 brütete ein Paar sogar mitten in dem Lärm der Wilhelmshavener Gökerstraße in einer Ulme, unter der Tag und Nacht die Straßenbahn dahinrasselte.

Das Nest der Holztaube ist aus dürren Reisern ziemlich dünn und sorglos in einer Astgabel, auf einem Aststumpf oder in einem Zweigquirl angelegt, so daß man die zwei weißen, porzellandünnen Eier oft von unten durch das Geäst hindurchschimmern sehen kann. Mitunter sitzt das Nest auch kaum 2 m hoch in den Dornbüschen der Marsch. Meist werden zwei Brutten großgezogen.

In dem dichten Gehölz beim Hause des Landwirtes Martens am Rüstinger Stadtpark (der Hof östlich vom Stadtparkkanal — genannt Neuender Busch) nisten alljährlich mehrere Paar Ringeltauben. Mittags kann man sie dort gut beobachten, wenn sie auf den höchsten Zäken der Hofbäume ihr Schlummerstündchen halten.

Das Gefieder der Holztaube ist verschieden taubenblau abgetönt, auf Kropf und Brust ist es rötlichgrau. Artbezeichnend sind die beiden großen weißen Flecke an der Seite des Halses, die ihn fast ringförmig umgeben, daher der Name dieser Taube. Im Fluge fällt ein weißer Streif am Flügelbuge auf.

Die Holztaube ist die einzige in unserer Marsch brütende wilde Taubenart. Neben einem gewissen Schaden, den sie dem Landwirte im reifenden Kornfelde anrichtet, ist sie wiederum auch nützlich, weil sie viel Unkrautsamen vertilgt. Kein Bauer wird sie auf seinem Hofe als Brutvogel missen mögen, — sobald der Morgen graut, ruft ihn das anheimelnde „kukeru“ des Täubers zur Arbeit heraus. Der Balzruf des Täubers gliedert sich meistens in drei Teile und einen Schlußton, man kann ihn bezeichnen mit „kukeru-kukeruku-kukeruku, kuk!“. Der gewöhnliche Ruf des Vogels ist ein dumpfes „huh“.

Recht unangenehm wird die Holztaube, wenn sie zur Winterszeit die Kohlfelder der Marsch heimsucht. Sie zeigt eine besondere Vorliebe für die Herzblätter der Kohlköpfe, frißt aus allen Köpfen das Beste heraus und verunreinigt dabei den Kohl mit ihrem ätzenden flüssigen Kote dermaßen, daß das Vieh das im Winter sonst so begehrte Grünfutter oft nicht mehr annimmt. Dieser beachtliche Schaden wird aber weniger von den bei uns brütenden Tauben, sondern zumeist von den zuziehenden nordischen Tauben verursacht. Wenn der Winter streng wird, ziehen nämlich die bei uns brütenden Tauben südwärts, aber an ihre Stelle treten dafür nordische Brüter, die oftmals in Scharen zu Hunderten über unsere Kohlfelder herfallen und sie völlig verderben. Auf der Geest sieht man diese Scharen in die Eichwälder einfallen, wo sie den verschneiten Waldboden nach Eicheln absuchen. Wenn die Tauben abfliegen, schlagen sie die Flügel mehrmals über dem Kopfe zusammen, so daß dann ein klatschendes Geräusch hörbar wird.

Die Jungen werden lange Zeit von den Alten geakt, indem diese ihnen die im Kropf vorverdaute Nahrung in den Schnabel hineinwürgen. Das Nest einer Holztaube mit den unförmlich großen Jungen strömt immer einen schlimmen Geruch aus.

Plattdeutsch heißt der Vogel wie alle anderen Taubenarten „S o l t d u w“, das Weibchen „D u f“, das Männchen „D u f f e r t“.

In den hohlen Bäumen der Marschgehöfte nistet

der Feldsperling (*Passer montanus* L.), Bild S. 21

plattdeutsch „B o o m f i n t“, „B o o m l ü n t j“, oder kurz „F i n t“. (Severland.) Weil aber die natürlichen Bruthöhlen immer weniger werden, nimmt er im Rüstinger Stadtpark auch gerne einmal einen allerdings nicht für ihn dahingehängten Meisenbrutkasten als Wohnung an. Schon im Hochsommer schlagen sich die Feldspazeherren der Marsch zu großen Flügen zusammen und brandschaken dann die reifen Haferfelder. Werden sie aufgeschreckt, so fliegt die ganze Schar in den nächsten Felddornbusch und wartet die Zeit ab, bis die Luft wieder

Marsch und Marschgehöfte.



Feldsperling



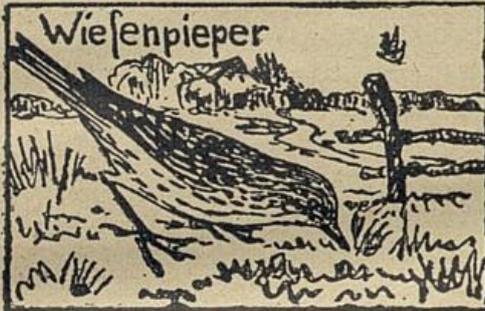
Goldammer



Grauammer



Feldlerche



Wiesenpieper



Braunkehlchen

gelbbrau



Schneeammer



Bergfink

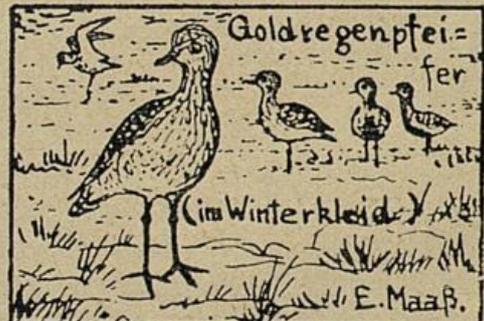
rot-
gelb



Berghäufing



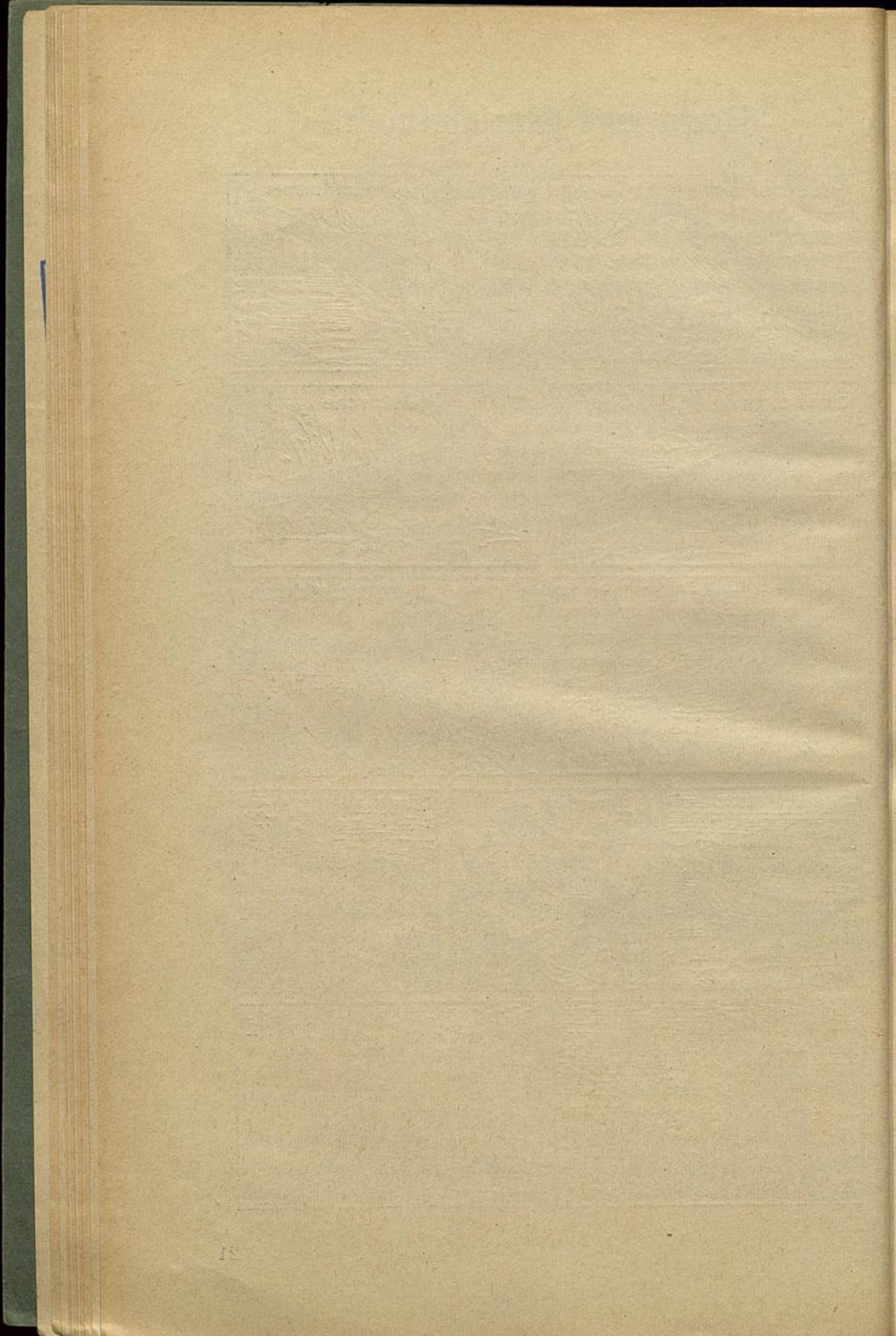
Merlin ♂



Goldregenpiefer

(im Winterkleid)

E. Maab.



rein ist. Gleich darauf fallen sie wieder ein. Hartnäckig ist die Gesellschaft nur einmal. Man kann einem Feldspazzen dreimal nacheinander das Nest mit Gelege aus dem Weisenkasten herausreißen, er baut zum vierten Mal erneut darin sein Nest. Ganz so frech wie sein Vetter, der Hauspaz, ist er freilich nicht. Erst gegen den Winter hin sucht er dessen Revier, die Gärten, Höfe und Dungstätten der Bauernhäuser auf.

Der Feldspaz ist auch mehr Weichtierfresser; Raupen, Blattläuse und anderes Ungeziefer verzehrt er im Sommer viel.

Vom Hauspazzen ist er durch seine reineren Farben zu unterscheiden. Der Oberkopf ist schön rotbraun, die Flügel hellbraun, Kopfseiten und Halsseiten weiß mit schwarzem Ohrfleck, und ein Kehlfleck auf der sonst hellgrauen Unterseite schwarz. Das Gelege besteht aus 5—6 Eiern, die viel Ähnlichkeit mit denen des Hausperlings haben.

Nach den Gehölzbrütern unserer Marsch sind die Erdbrüter zu nennen.

Die Goldammer (*Emberiza citrinella* L.), Bild S. 21

plattdeutsch auch „Gällüntj“ (gelber Sperling), „Gälgösch“, „Kohschietvögel“ oder Saatsink genannt, nistet meistens am Boden zwischen dürrem Gras und Kraut. Wo sie viel Gebüsch und Gestrüpp zur Verfügung hat, legt sie ihr Nest auch wohl einmal über der Erde an. An Begrändern, wo die Sense schlecht hinkann, und wo deshalb im Frühjahr allerlei dürres Gras und Kraut steht, findet die Goldammer meist die besten Verstecke für ihr Nest. Oft sieht es ganz verborgen und von oben verdeckt unter einem trockenen Grasbüschel. Die darin liegenden 4—5 Eier sind auf rötlichweißem Grunde mit vielen dunklen Flecken, Linien und Schnörkeln verziert, die an das Bild einer Landkarte erinnern. Die Goldammer heißt daher auch in manchen Teilen des Oldenburger Landes „Landkartenvogel“.

Die im Felde auf einem Dornbusch oder auf den Stangen eines Erbsenbeetes sitzende Goldammer stellt man schon von weitem an ihrer bezeichnenden Gesangstrophe fest. Diese besteht aus einer Reihe von 5—6 gleichmäßigen Tönen, auf die ein höherer abfallender Schlußton folgt. Etwa wie:

„dji dji dji dji dji dji dji \ tzeeee (gedehnt)“.

Der Volksmund übersetzt diesen Gesang mit: „Wie, wie, wie, wie hab ich dich lie-ieb“, oder „Is, is, is, is noch viel zu frü-üh!“ Neben diesen beiden gibt es noch mehrere Deutungen, ein Zeichen dafür, wie tief der Eindruck ist, den dieser einfache Gesang auf den Hörer macht.

Die Goldammer ist dazu ein farbenprächtiger Vogel. Man muß sie in der herbfrihen Frühlingszeit sehen, wenn das Männchen sein Hochzeitskleid angetan hat. Die goldgelbe Kehle und ein ebensolcher Streifen über dem Auge leiten über zu den kräftig rostbraunen Schwingen und dem rostbraunen Bürzel. Das gegen den Herbst schmutzig

erscheinende Gelb des Vogels wird wohl zur Namengebung „Rohschietvögel“ (Östringen) geführt haben. Das Weibchen ist einfarbiger bräunlichgrau gezeichnet.

Im Winter schlagen sich die Goldammer in größeren Flügen zusammen, die dann im Lande umherstreifen. Die meisten verlassen wohl die Marsch. Nur wenige sind bei strenger Kälte noch auf den Futterplätzen der Marschhöfe zu finden, wo sie sich mit dem Hühnervolk, mit Finken und Spaken die vorhandene Körnernahrung teilen.

An der Umfangstraße zwischen Küsterfiel und Schaar ist die Goldammer in jedem Jahre bestimmt als Brutvogel anzutreffen. Sehr häufig sieht man sie auch immer auf der hohen Geest bei Teringhave und Heidmühle. In der Größe steht sie zwischen Buchfink und Star.

Ein regelrechter Erdbrüter der Marsch ist

die Grauammer (*Emberiza calandra* L.). Bild S. 21

Sie ist etwas größer und plumper als die Goldammer, der Schnabel ist auch dicker und das Gefieder unscheinbarer, oberseits graubraun, unterseits grau mit dunklen Längsflecken. Beim Fliegen läßt sie die Beine leicht herabhängen. Was diesen ausgesprochenen Marschvogel besonders bezeichnet, ist sein wenig schöner Gesang. Auf eine Reihe klangloser Töne folgt ein klirrender Schlußton, der so klingt, als wenn man Stricknadeln aneinanderschlägt. Etwa wie: „zick zick zick zick zick zicklr!“ Das Volk macht daraus auf plattdeutsch: „Spick, spick, spick, spick, spicke Griese!“ und nennt sie deshalb auch „Spicker-Griese“, ein das ganze Wesen sehr treffender Name.

Das Nest des Vogels steht auf dem Boden und ist in Gras und Kraut sehr gut versteckt. Es enthält 4—6 gräulich oder bräunlichweiße Eier, die mit rötlichgrauen Flecken und schwarzen Schnörkeln besetzt sind.

Im Winter bleiben einige Grauammern in der Nähe unserer Bauernhöfe zurück, die anderen streichen im Lande herum und besuchen auf ihren Flügen wohl besonders gerne die Geest. Februar 1932 beobachtete ich eine Schar von ungefähr 50 Vögeln in der Spitze einer Hespappel bei Roddens in Butjadingen. Da das Eis fest war, schien es eine streichende Gesellschaft, also noch keine ziehende Schar, zu sein. Die wärmende Morgensonne hatte sie munter gemacht, ab und zu ließ schon ein Vogel sein „stick stick stick sticke Griese“ vernehmen. Besonders häufig kann man die Grauammer in jedem Jahre an der Straße Sande—Sanderahm, kurz hinter dem Sander Bahnhof beobachten. Beim Singen ihres anspruchslosen Liedes sitzt sie gerne auf hohen Gegenständen, auf den Nischelpfählen, auf den Leitungsmasten oder auf irgend einem Leitungsdraht. Auch von der Spitze der Straßenbäume herab läßt sie sich hören.

Mit der Grauammer hat

unsere Feldlerche (*Alauda arvensis* L.) Bild S. 21

von ferne gesehen einige Ähnlichkeit, doch wird man sie leicht von der plumpen Grauammer unterscheiden können, weil sie etwas kleiner und

gegen diese als graziös zu bezeichnen ist. Sie fliegt auf kurze Strecken auch geschickter und bewegt sich gewandter, wenn sie zwischen Kraut und Erdschollen dahinrennt. Ihre Oberseite ist hellbraun, dunkel gefleckt, Kehle und Brust auf gelblichgrauem Grunde mit braunen Längsstreifen gezeichnet, der Bauch ist hellgrau. Da sie in ihrem Gefieder eine treffliche Schutzfarbe besitzt, bemerkt man sie oft erst, wenn sie wenige Meter vor einem auffliegt. Dabei läßt sie einen bezeichnenden Lockruf, ein „trie“ oder „drütt“ vernehmen. Beim Abfliegen erkennt man sie ebenfalls an den beiden weißen Außensahnen des Schwanzes.

Der Gesang der Lerche wird so bekannt sein, daß jeder den hoch in der Luft schwebenden Vogel sofort an seinem Gesange erkennen wird. Schon im Februar kann man an schönen sonnigen Tagen das erste Lerchenlied hören. Der Vogel schwingt sich ziemlich rasch in weiten Schraubenlinien hoch und singt dabei unaufhörlich. Wenn er eine Höhe erreicht hat, daß man ihn oft nur noch als kleinen Punkt sehen kann, beginnt der melodienreiche Abgesang, der Lerche Dank an den Schöpfer. Hierbei läßt sich der Vogel mit ausgespannten Flügeln wie ein Fallschirm langsam fallen. Mit dem Schlußgesang, einem abfallenden „zieh-zieh-zieh-zieh-zieh“ gleitet sie dann mit aufwärtsgehaltenen Flügeln schräg abwärts und fällt die letzten 20 Meter wie ein Stein mit angelegten Flügeln zu Boden, um sich kurz vor dem Auffallen auf den Boden mit ausgebreiteten Flügeln wieder aufzufangen und in die Nähe des am Boden sitzenden Weibchens oder in die Nähe des Nestes zurückzugleiten.

Lerchensang kündigt den nahenden Frühling. — Wenn über dem fahlbraunen Küstringer Außengroden wieder aus der hohen Luft das Lied der Lerche erklingt, dann haben wir März, — und der Bann des Winters ist gebrochen.

Während der Zugzeit, Ende Februar bis Anfang März, sind gerade auf dem Groden oft große Lerchenschwärme zu beobachten. Einige bleiben in gelinden Wintern auch bei uns, so im Winter 1931/32.

Das Nest der Lerche findet man auf trockenen Wiesen, die viel dürres Gras tragen, auf Brachäckern und auf sandigem Gelände. An dem aufgeschwemmten Sandgelände des Südhafens, am Sandstrande zwischen der dritten Einfahrt und Nordstrand, sowie auf den sandigen Brachflächen des Nordstrandes nisten in jedem Jahre mehrere Paare. Das Nest sitzt sehr versteckt in oder unter einem trockenen Grasbüschel. Wo eine kleine geschützte Vertiefung im Boden gefunden wird, werden Hälmchen zusammengetragen, und das Nest ist fertig. Das Weibchen legt 3—6 Eier, die auf bräunlich oder rötlichgrauem Grunde dunkel gefleckt sind. Die eben geschlüpften Jungen tragen lange graue und bräunliche Federhärchen, deren Farbe sich so dem Genist und der Umgebung anpaßt, daß man sie kaum finden könnte, wenn das Nest nicht durch die abfliegende Mutter, die die Kleinen unter ihrem Leibe wärmte, verraten würde. Nach einigen Tagen verlassen die Jungen, weil sie Nestflüchter sind, schon das schützende Nest und stelzen dann eigenartig hochbeinig durch das dürre Gras dahin.

An der Hinterzehe trägt die Lerche einen langen Sporn.



Im Feverlande heißt der Vogel „Lewerk“, „Lewief“ oder „Lewing“, in Butjadingen „Lauerk“, in Ostfriesland „Lowerk“.

Auf Brachäckern und trockenen Marschhügeln, auf den Böschungen der Schießstände hinter dem Rüstringer Deich, auf dem mit Hafensand überhöhten Gelände in der Nähe der Wilhelmshavener Einfahrten und an stillen, trockenen Deichhängen nistet

der Wiesenpieper (*Anthus pratensis* L.). Bild S. 21

Bis zum Jahre 1930 nisteten auch auf Mellum alljährlich ein oder zwei Paare dieses Piepers. Oberseits hat er viel Ähnlichkeit mit der Feldlerche, ist aber kleiner als sie und hat nur etwa Finkengröße. Der Kopf ist zudem spitzer und die ganze Gestalt schlanker. Oberkopf, Nacken und Rücken sind dunkelgraubraun, die Unterseite hellgrau, mit dunklen Flecken längsgestreift. Über der dunklen Backe ist ein heller Streif sichtbar.

Das Nest steht wie das der Lerche in oder unter dürrem Gras versteckt, es enthält 4—6 bräunliche, oft schokoladenbraune Eier, die dunkler braun gefleckt sind.

Auf dem Boden hält der sehr gewandte Vogel seinen Körper zumeist langgestreckt waagerecht. Hier ist auch sein Lebensgebiet, niemals fliegt er auf einen Baum oder Strauch. Nur zur Balzzeit setzt sich der Wiesenpieper wohl auf einen Rischelpfahl oder auf einen höheren Erdstoß. Beim Balzfluge fliegt er vielleicht 10 m schräg aufwärts und läßt sich dann wieder abwärts gleiten, indem er die Flügel mehr oder weniger schräg aufwärts hält. Beim Abgleiten hört man zuerst einige lerkhenhafte Töne, auf die 10—12 immer länger gezogene „ti“ folgen. Etwa so:

„tji tji tji tji tji tji tjiie tjiie tjiie tjiie tjiie“

Mit dem letzten „tjiie“ landet er für gewöhnlich wieder auf demselben Pfahl oder Hügel, von dem er vorher zum Balzfluge hochgestiegen ist.

Vom auffliegenden Wiesenpieper vernimmt man als Lockruf ein bezeichnendes „iist-iist“. Besonders häufig hört man diesen Ton in den Hochmoorgebieten, die der Vogel überall recht zahlreich bewohnt. (Siehe S. 182.)

Einige Wiesenpieper bleiben im Winter bei uns, die meisten ziehen.

In den feuchteren Marschgebieten, die an ihren Rändern Buschwert und Rischelzäune aufweisen, trifft man hier und da auf den

braunkehligen Wiesenschmäzer (*Pratincola rubetra* L.).

Bild S. 21

Er tritt in den einzelnen Jahren verschieden auf. Während er 1929 häufiger zu sehen war, fehlte er 1930 in unserer Marsch fast völlig. 1929 und 1930 wurde er an der Straße Blauhand—Driefel, an der Straße Blauhand—Sande, Blauhand—Jeringhave und an der Umfangstraße Mariensiel—Schaar—Rüstersiel beobachtet.

Man erkennt den auf einem Rischelpfahl, auf einem Distelkopfe oder auf einem Busche sitzenden Wiesenschmäzer sofort an der rotbraunen

Kehle und der rotbraunen Brust. Die Oberseite ist dunkel, schwarzbraun, die dunkelbraunen Backen oben und unten von einem hellen Streifen umsäumt. Der Bauch ist schmutzig gelblichweiß, die dunklen Flügel mit einem weißen Flecken geziert.

Das Braunkehlchen ist ein Insektenfresser. So sieht man es auch meistens von einem erhöhten Platze Ausschau halten nach dem, was zwischen Gras und Kraut lebt und fliegt. Plötzlich läßt sich das Braunkehlchen von seinem Ausguck herunterfallen, erhascht das erspähte Insekt im Fluge oder nimmt etwas vom Boden auf und schwingt sich dann wieder auf den innegehabten Sitz zurück. Wegen dieses lustigen Gebahrens ist es immer sehr kurzweilig, dem Vogel zuzusehen. Das Nest des finkengroßen Vogels findet man selten, es ist fast immer in einer Vertiefung auf dem Boden einer Wiese versteckt. Nicht einmal beim Mähen wird es oft entdeckt; da es sehr tief sitzt, wird es durchweg von der Sense verschont, so daß die Brut nicht gefährdet wird. Das Nest enthält 5—7 blaugrüne Eier, die mitunter am stumpfen Ende gelb gepunktet sind.

Der Gesang des Braunkehlchens ist sehr munter und ansprechend, es trägt ihn meistens von einem Busche oder Baume aus vor. Sein Lockruf klingt wie

„hü tick tick tick“.

Es heißt deshalb auch „Hü tick“ oder „Gierticker“.

Leichter als die Nester der Wiesenschmäher sind die Nester der größeren Erdbrüter, die Nester des **Rebhuhnes** und des **Kiebitzes** zu finden.

Das Rebhuhn (*Perdix perdix* L.) Bild S. 11

nistet auf den Wiesen unserer Marsch meistens im hohen Gras. In einer kleinen Vertiefung, die nur mit wenigen Halmen ausgeleert ist, findet man 10—17 gelbbraune oder graugrüne Eier. Hierauf sitzt die Henne gegen Ende der Brutzeit so fest, daß man oft neben dem Neste stehen kann, ohne daß die Henne die Eier verläßt. Häufig sitzt sie sogar so fest, daß ihr beim Mähen mit der Sense oder der Mähmaschine der Kopf abgeschnitten wird.

Ich habe einmal eine auf 14 Eiern brütende Henne streicheln können, nachdem sie sich vorher gefallen ließ, daß man ihren Brutplatz, der durch die Sense vollkommen freigelegt worden war, mit Kräutern und Grasshalmen bedeckte.

Auch wenn man ein Rebhuhnneft weiß, ist es oft schwer, die auf den Eiern brütende Henne zu erkennen, so sehr gleicht ihr Rückengefieder den braunen und grauen Streifarben des Bodens. Kehle und Kopfseiten sind rostrot, die graublau Brust schwarz quergestrichelt. Brustseiten und Bauchseiten sind auf graublauem Grunde braun quergestreift. Das Männchen trägt auf dem hellen Bauche einen großen kastanienbraunen, hufeisenförmigen Fleck. Während der Balzerregung zeigt sich über seinem Auge, ähnlich wie beim Birkhahn, ein länglicher feuerroter Streif, der durch das Hervortreten nackter Hautwarzen entsteht. Diese

Erscheinung kann man aber wohl nur an gefangengehaltenen Rebhähnen beobachten.

Unsere Rebhühner oder Feldhühner sind sehr geschickte Läufer. Aufrechten Ganges laufen sie sehr geschickt, ab und zu sichernd, zwischen Grasbüscheln und Ackerfurchen dahin, bei Gefahr ducken sie sich. Dies können auch schon die jungen Küken in meisterhafter Weise. Ihr Gefieder mit den gelbbraunen und dunkelbraunen Streuflecken hilft dazu mit, das kleine Volk vor der Anzahl seiner Feinde zu verstecken.

Die Jungen verlassen das Nest fast sofort nach dem Ausschlüpfen, — die Dunen sind noch feucht und klebrig, wenn sie ihren ersten Weg in die Welt antreten. Eine halbe Stunde nach dem Ausschlüpfen ist oft schon kein Junges mehr im Neste anzutreffen oder überhaupt wiederzufinden. Überall ducken sie sich dann schon im Gras der Wiese.

Das aufgeschreckte Rebhuhn fliegt meist erst wenige Meter vor dem Menschen auf. Sein Flug ist gegen seinen behenden Lauf recht schwerfällig und geräuschvoll. Schon mancher wird durch das laute „Purren“ einer plötzlich auffliegenden Kette Rebhühner sehr erschreckt worden sein. Nach einigen hundert Metern niedrigen Fluges senkt sich die Kette im Gleitfluge mit abwärtsgehaltenen Flügeln wieder, fällt ein und rennt in das nächste schützende Versteck hinein, bis es sich gesichert fühlt.

Im Fliegen und Niedergleiten hört man vom Rebhuhn ein lautes schnarrendes „gierrick-gierrick, gierrick“. Diese Laute vernimmt man auch an stillen Frühlingsabenden aus den Feldern und Wiesen der Marsch. Dann ist die Zeit, wo der Rebhahn seinen Gegner zum Kampfe heraufruft und die Völker sich paaren. Wer diesen Paarungsruß einmal in der würzigfrischen Abendluft eines scheidenden Vorfrühlingsstages erlebt hat, dem wird diese aus Klang und Abendluft gebildete Stimmung lange unvergessen bleiben. Eine Nachahmung des Rufes findet man in dem noch in den Moorgebieten gebräuchlichen Namen „P r i ß h o h n“ wieder, wie auch der lateinische Name (*Perdix perdix*) davon hergeleitet zu sein scheint.

Weil in harten Wintern viel Rebhühner zugrunde gehen, und die Jagd vielerorts übermäßig betrieben wird, zeigen unsere Marschen keinen großen Bestand an Rebhühnern. Ein einjähriges Schonjahr wäre sehr angebracht.

Im Teverlande spricht man von einem „R a p p h a o h n“ und einer „R a p p h e n n“. (Rebhahn und Rebhenne.)

Im Jahre 1931 wurde aus dem Gebiet zwischen Heldenfriedhof und Rüstertiel das Vorkommen

der Wachtel (*Coturnix coturnix* L.) Bild S: 11

gemeldet. Man hatte mitten im Juni aus den Getreidefeldern westlich des Flurenpfades Heldenfriedhof—Rüstertiel den bezeichnenden Wachtelruf gehört und glaubte daraus schließen zu dürfen, daß die Wachtel in diesem Gebiete wieder gebrütet hatte. Früher war die Wachtel überall häufiger Brutvogel, heute hört man sie kaum noch. Bestimmt brüten

soll sie noch in den Weizenfeldern südlich des Mariensfelder Flugplatzes. Im Jahre 1932 ist sie auch noch in Flörkentang bei Barkel gehört worden. Der nur vom Männchen ausgestoßene Ruf ist dreisilbig und kann bezeichnet werden mit „pickwerwick“. Das im Felde arbeitende Volk übersetzt den Wachtelschlag mit „Bück den Rück!“ und nennt sie deshalb „Tütjenblick“, „Kütjeblick“ oder „Kütjenblick“. Wie sehr der „Kütjenblick“ im Volksleben eine Rolle spielte, zeigt eine Äußerung des Volksaberglaubens. Wenn man die Wachtel schlagen hörte, sagte man früher wohl in Ostfriesland: „So väl at he röppt, so väl Schäpel Rogg gift dat wedder!“

Die Wachtel lebt ganz versteckt im Getreide und wird im Sommer kaum gesehen, nur der Ruf verrät ihre Anwesenheit. Ackerfelder, die mit Weizen bestellt sind, liebt sie besonders.

Das Nest ist immer sehr gut versteckt im Getreidefeld angelegt. Es enthält 8—14 Eier, die auf hellbraunem Grunde dunkelgrün oder schwarzbraun gefleckt sind. Das brütende Weibchen sitzt darauf ebenso fest wie das Rebhuhn. — Im Herbst verlassen uns die Wachteln, sie ziehen bis nach Ägypten. Leider werden Tausende während des Zuges längs der Küste des Mittelländischen Meeres in Netzen gefangen, und bei Sturm gehen auch viele im Mittelmeer zugrunde.

Die Wachtel ist bedeutend kleiner als das Rebhuhn. Oberseits ist sie kaum vom Rebhuhn zu unterscheiden. Über das Auge läuft ein heller Streif, über die Kehle ein von den Ohren herablaufender heller Halsring. Die Kehle ist sonst braungelb, der Bauch hellgrau.

Der neben der Lerche am häufigsten in der Marsch auftretende Erdbrüter ist

der Kiebitz (*Vanellus vanellus* L.), Bild S. 11

plattdeutsch *Kiewiet*. Seitdem das Schutzgesetz in der Form eines Verbotes, das Sammeln von Kiebitzeiern betreffend, erlassen worden ist, hat sich der Kiebitz gut vermehren können. Man gewahrt den farbenprächtigen und fetten Vogel besonders im Frühjahr auf allen Äckern und Wiesen der Marsch. Das Gefieder ist auf Oberkopf, Vorderhals, Oberbrust und Schwanzspitzen glänzend schwarz, der ganze Rücken dunkelgrün, schön purpurn und bläulich schillernd. Kopfseite, Unterbrust, der Bauch und eine Schwanzbinde sind weiß, die Unterschwanzdeckfedern gelbbraun. Das Männchen trägt auf dem Kopfe eine lange aufwärtsgebogene Federhülle, die Hülle des Weibchens ist kürzer.

Das Nest des „Kiewitt“ findet man überall in der Marsch in kleinen Vertiefungen mitten auf der Wiese, auf dem Groden, auf Kartoffel-, Bohnen- und Runkelrübenfeldern, auf Brachäckern und zwischen dem grünenden Hafer und Weizen. Als Genist wird genommen, was da ist. Auf der Wiese die trockenen Halme des aufgefahrenen Stalldüngers und auf dem Felde die Stoppelenden des letzten Jahres. Die vier Eier sind recht wechselnd in der Farbe, oftmals findet man auf demselben Acker Eier verschiedener Farbe. Auf mattolivgrauem oder bräunlichem Grunde sind sie meist mit allerlei dunklen Flecken, Flecken



und Strichen verziert. Die Farbe paßt sich dem Untergrunde sehr gut an.

Die Jungen sind Nestflüchter und verlassen schon am ersten Tage das Nest. Die beiden Altvögel wachen mit besonderer Treue über Gelege und Junge. Macht sich ein Mensch bei den Jungen zu schaffen, so stellt sich die Mutter flügelahm und läuft mit hängendem oder eigenartig schlagendem Flügel in der Nähe des Nestes herum, um den Störenfried vom Neste fortzulocken. Unbekannt wird es sein, daß der Kiebitz einen über die Nestwiese schreitenden Menschen in der Weise auf ein anderes Feld zu locken versucht, indem er immer an einer anderen Stelle, als da, wo das Nest sich befindet, herumfliegt, um durch seine tiefen Kreisflüge und sein fortgesetztes Rufen dem Menschen vorzumachen, das Nest befände sich auf einem ganz anderen Felde. Hat er den Menschen auf diese Weise weit genug vom Neste weggelockt, so stiehlt er sich auf einem weiten Umwege wieder zum Neste zurück.

Der vom Neste fortrennende Kiebitz verhält sich ganz still und versucht immer möglichst unter Deckung vom Neste fortzufliegen. Erst wenn er weit genug entfernt ist, beginnt er mit den tollen Kreisflügen und Luftpurzelbäumen. Dabei hört man das „Wupp, wupp, wupp, wupp!“, einen Ton, den der Kiebitz mit den Federn der Schwingen verursacht.

Er verläßt uns im Winter, ist aber oft noch bis in den Dezember hinein bei uns anzutreffen. Mit dem Einsetzen des Frühlingwitters gegen Mitte März ist er wieder da. Dann sieht man auf den Grodenwiesen und Marschländereien oft große Flüge von 200—300 Vögeln, die sich hier längere Zeit in größerem Verbande herumschlagen und sich erst in Paare auflösen, wenn die Brutzeit gegen Ende März beginnt.

Für die Getreuen von Jever wird es darum nicht immer leicht gewesen sein, zum Geburtstage Bismarcks, zum 1. April, ihre 101 Kiebitzeier gesammelt zu haben. Meistens beginnt dann der Kiebitz erst zu legen.

Erheiternd ist es, den Kiebitz bei der Nahrungssuche zu beobachten. Wenn er etwas Fressbares, meist Würmer oder Larven, entdeckt hat, rennt er, wie an der Schnur gezogen, in waagerechter Haltung auf die Beute zu und erfakt sie. War es ein Fehlschuß, dann bleibt er ruhig verhoffend stehen und äugt aufmerksam, ehe er wieder weiterläuft, wieder unbeweglich stehenbleibt und so kreuz und quer über die Wiese trollt, bald hier, bald da etwas aufnehmend.

A 2.) Zugvögel und Wintergäste in der Marsch.

Unter den Kiebitzscharen, die uns der März bringt, trifft man mitunter einen Vogel von fast gleicher Größe und ähnlichem Gebahren an, es ist ein Vetter des Kiebitzes,

der Goldregenpfeifer (*Charadrius apricarius apricarius* L.),
Bild S. 21

Er bewohnt die Tundren Nordrußlands, Islands, Lapplands und Finnlands. Wenn er bei uns auf dem Herbstzuge erscheint, tragen die

meisten Vögel schon das Winterkleid. Dieses ist oberseits gelbgrünlich und unterseits hellgrau, dunkel längsgestrichelt. Mitunter trifft man dazwischen auch wohl noch Vögel an, deren Gefieder oberseits goldig gelbgrün und unterseits bis auf den schwarzen Kehlstreifen, den schwarzen Vorderhals und den schwarzen Brust- und Bauchfleck weiß ist. Das sind Vögel im Sommerkleide. Wegen des goldigen Rückengefieders heißt er Goldregenpfeifer oder „Goldtüte“. „Tüte“ wegen des hohen „dlüt-dlit, düt-dit“, mit dem sich eine Schar hin und her antwortet.

Der helle Ruf macht den Beobachter zuerst auf diesen Regenpfeifer aufmerksam. Man hört das „düt“ am häufigsten gegen Abend, weil sich die hastig über die Wiesen dahinrennende Schar im Dämmern damit zusammenhält. Beim ruhigeren Nahrungsuchen, das ganz in der Art wie beim Kiebitz vor sich geht, rufen sich die Vögel ruhiger, etwas schwermütig abfallende „dlü-dlüit“ zu. Dasselbe hört man auch am Tage, wenn eine Schar abfliegt.

Der Goldregenpfeifer ist in unserem Küstengebiet eine ganz bekannte Erscheinung während des Herbst- und Frühjahrszuges. Von Oktober bis Anfang Dezember trifft man ihn in gelinden Wintern bei uns an, und von Mitte März bis Mitte April ist er dann wieder auf unseren Wiesen zu sehen, ehe er nordwärts wandert. Auf den neueingedeichten Weidflächen des Anpphauserfieler Grodens lassen sich besonders während des Frühjahrszuges alljährlich größere Flüge des Goldregenpfeifers nieder, um dort längere Zeit zu verweilen, bis der nordische Frühling sie zur Weiterreise treibt. — Eine verwandte Rasse, *Char. apricarius oreophilus* Meinerk., brütete früher häufig in unseren Hochmooren. Darüber S. 187.

Im landläufigen Sinne werden alle Vögel, die langgezogene, einsilbige Töne von sich vernehmen lassen, als Regenpfeifer, Regengüten, Tüten oder als Regentüten angesprochen. Zu diesen gehört neben dem Goldregenpfeifer auch

der große Brachvogel (*Numenius arquatus* L.), Bild S. 33 den man auch „B a g e l G ü t“, „G ü t v a g e l“, „A h n w ä r v a g e l“ (Unwettervogel), „R e g e n v a g e l“, „G a l p“, „R e g e n g ü l p“ und „R e g e n w ü l p“ (Sev.) nennt. Im Moor zwischen Oldenburg und Ostfriesland nennt man ihn auch „W a t e r g a l p“. Man sieht ihn vom Herbst bis zum Frühjahr auf den feuchten Wiesen der Marsch. Im Sommer treibt er sich gerne auf Groden und Watt herum, wo man auch im Winter einige dieser Vögel antreffen kann. Die im Sommer bei uns verweilenden Vögel sind Tiere, die nicht zur Brut schreiten, alle anderen, die sich zur Herbst- und Winterszeit einstellen, sind wohl zumeist nordische Brüter. Auf den Sandwatten Mellums kann man diese in Riesenscharen beobachten. Der Rumpf des B r a c h e r s ist etwa von Mövengröße, er ruht auf langen Stelzbeinen. Der lange Hals trägt den Kopf mit dem langen, nach unten gebogenen Schnepfenschnabel. Das Gefieder ist oberseits braun, die einzelnen Federn bräunlichweiß gerändert, unterseits bräunlichweiß oder weißbräunlich, braun gefleckt.



Der auf der Wiese, auf dem Groden oder auf dem Watt nach Nahrung stochernde Vogel ist eine eindrucksvolle Erscheinung unter den Vertretern unserer heimischen Vogelwelt. Beim Schreiten wird der Kopf mit dem langen Pinzettenschnabel hoch erhoben getragen.

Der Bracher ist ein kluger Vogel und darum scheu vor dem Menschen. Besonders auf Wiesenländereien ist es recht schwer, nahe an ihn heranzukommen. Beim Auffliegen hört man seinen ausdrucksvollen Ruf, ein in der Nähe recht kräftiges „krüüüht — krüüüht!“. Weiter in der Ferne wird daraus ein „güüüit — güüt“, weswegen er auch „Güüvage!“ genannt wird.

Den über Watt und Meer dahinziehenden Vogel erkennt man an dem gleichmäßig schnürenden Fluge. Brutvogel ist er bei uns in der stillen Weite der oldenburgisch-ostfriesischen Grenzmoore. Näheres darüber S. 186.

Ein starkvertretener Wintergast unserer Marsch ist
die Nebelkrähe (*Corvus cornix* L.). Bild S. 33

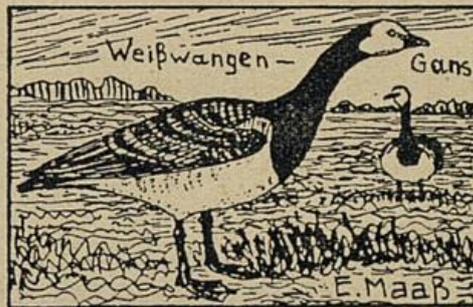
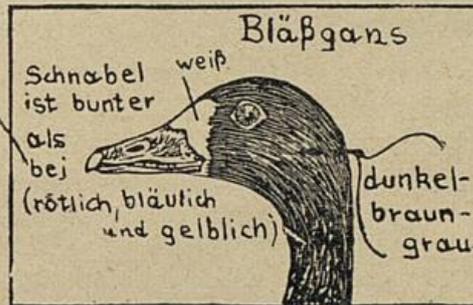
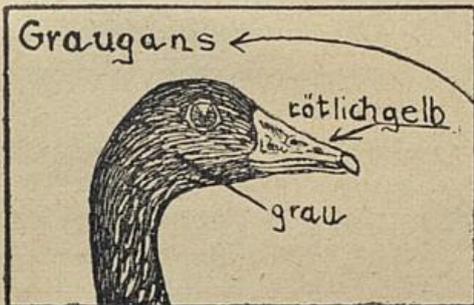
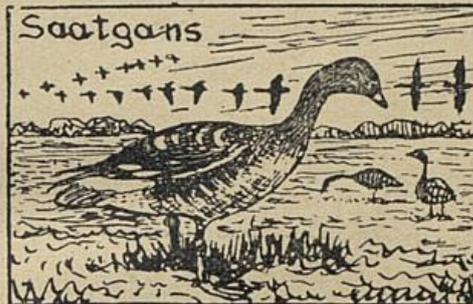
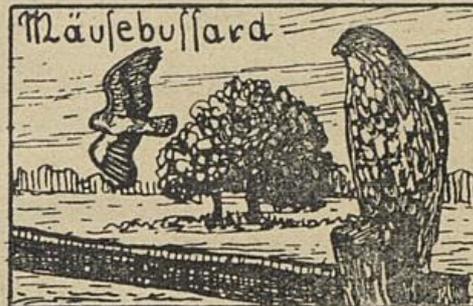
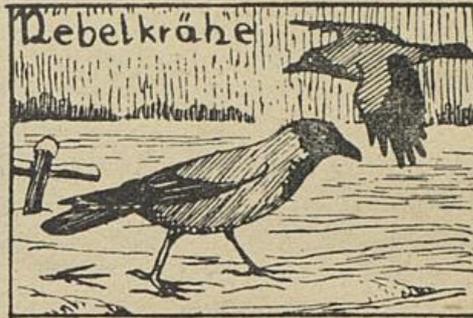
Auf Schulplätzen und Schulhöfen, auf den Dungstätten der Bauernhöfe, auf den weiten Watten und den Groden unserer Küste ist sie von Anfang Oktober bis Ende April anzutreffen.

Weil sie streng in dem Gebiet östlich der Elbe brütet, beehrt sie uns in Nordwestdeutschland nur während des Winters mit ihrem Besuche.

Sie hat die Größe der schwarzen Rabenkrähe, ist aber nur auf Kopf, Vorderhals, Flügeln und Schwanz schwarz, das übrige Gefieder ist hellaschgrau. Sie heißt daher auch „griese Kreih“ oder „Griesjak“. In ihren Lebensgewohnheiten ähnelt sie ganz der schwarzen Schwester. Tagsüber streicht sie mit Rabenkrähen und Dohlen über die Felder, Wiesen und Watten, um dort ihrer Nahrung nachzugehen. Sie frißt alles: Aas, Abfälle, franke Hasen und Rebhühner, Mäuse, angeschossenes Wild, Beeren, Obst, Schnecken, Würmer, Getreidekörner, Fische, Krabben und Muscheln. Da sie ihre Nahrung fast unzerkleinert hinunterschluckt, ist sie gezwungen, die unverdaulichen Teile in sogenannten Buken wieder auszuwürgen. Darin finden sich dann die Reste ihrer Mahlzeit: Obstkerne, Getreidespelzen, Knöchelchen, Nagerzähne, Schweineborsten, Miesmuschelschalen, Herzmuschelschalen, Tellinuschalen, Strandschneckengehäuse u. a. m. Damit die Nahrung besser verdaut wird und im Magen in Bewegung kommt, nimmt sie auch kleine Steinchen mit auf, die sich nachher ebenfalls in den Buken vorfinden.

Ehe die Nebelkrähe ihren Schlafbusch aufsucht, sammelt sie sich mit den anderen Krähenvögeln an gewissen Plätzen im Lande und streicht dann von dort bei Anbruch der Dunkelheit in den Schlafbusch ein. Ein solcher Sammelplatz ist bei Glarum in der Nähe der Accumer Mühle, wo sich die Krähen auch morgens nach Verlassen des Schlafbusches versammeln, ehe sie ihren Flug in das Nahrungsgebiet der Watten und Wiesen antreten. Der Hauptschlafbusch der Nebelkrähen, die jeden

Marsch und Marschgehöfte.



1



Morgen und Abend die Zerstädte überfliegen, ist wohl der Kiefernbusch von Reents bei Flörkenskamp, nördlich von Barkel. Man kommt an dem Busche vorbei, wenn man den vom Kaffeehaus Barkel nach Moorhausen führenden Weg einschlägt, aber gleich links auf dem durch das Fuhrengehölz führenden Wege weitergeht. Hat man dies erste Gehölz, in dem nachts auch Krähen schlafen, durchquert, dann gelangt man über einen freien Esch zum Busch. Wissenswert wird es sein, daß die Krähen mit ihrem Kote allerlei unverdauliche Samen und Kerne in den Busch tragen, die dort dann keimen und im Kote wachsen können. Mitten im Kiefernbusch findet man hier folgende Pflanzenwelt vor: Vogelbeere, Brombeere, Himbeere, Johannisbeere, zwei Arten von Holunder, Stechpalme, Preiselbeere, Heckenrose, Schneebeere, Weißdorn, Kirsche, Zwetsche, bitter-süßer Nachtschatten, kriechender Hahnenfuß, Hohlzahn, Bräunekraut, Löwenzahn, Vogelmiere, lanzettliche Kragdistel, Akerkragdistel, Knöterich, Brennessel, Geißblatt und Weißklee, — Pflanzen, die selten im reinen Kiefernbusch anzutreffen sind.

Ein ständiger Wintergast in der Marsch ist

der Mäusebussard (*Buteo buteo* L.), Bild S. 33

plattdeutsch „M ü s e h a f k“ oder „M u s d e e w“ (Feverland).

Während er sommers mehr sein Brutrevier, unsere benachbarten Wälder, (siehe S. 159), einhält, erscheint er des Winters regelmäßig und anhaltend in der Marsch. Gewisse Bussarde werden in der Nähe von Marschhöfen tagtäglich, oft monatelang hindurch beobachtet, so daß sie regelrecht zum winterlichen Bild unserer Marsch gezählt werden müssen. Immer wieder sitzen sie auf denselben Telephonmasten, auf demselben Heck oder auf demselben Riechelpfahl, wenn sie ihr Gefieder putzen oder nach schädlichen Nagern Ausschau halten. Diese verzehrt er in Massen, fand man doch schon in dem Magen eines Bussardes die Reste von 20 bis 30 Mäusen. Daneben vertilgt er Hamster, Ratten, Frösche und Heuschrecken. Gewiß fängt er auch einmal einen kranken Hasen oder ein Rebhuhn, — was ist das aber gegen den Nutzen, den er uns bringt, indem er unsere Deiche und Marschen vor der gefahrbringenden Mäuseplage schützt. Er untersteht deshalb auch dem gesetzlichen Vogelschutz zu Recht. Den fliegenden Vogel erkennt man an den breiten Flügeln und an dem kurzen, breitgefächerten Schwanz. (S. Bild S. 33.) Nach 4 bis 5 oder mehr ruhigen Flügelschlägen läßt sich der Vogel gleiten, darauf folgen wieder 4 bis 5 Flügelschläge uff.

Zu Beginn der Brutzeit, Anfang April, verläßt uns der Bussard in der Marsch und kehrt in seinen Wald zurück.

Leider wird er immer noch aus Unkenntnis mit dem Hühnerhabicht verwechselt und als solcher abgeschossen. Eine Verwechslung dürfte aber nie vorkommen, wenn man beide Vögel auch nur einmal gesehen oder ihre Flugbilder miteinander verglichen hat. Die Flügel des Habichts sind kurz und rund und der Schwanz schmaler und länger als der des Bussards. (Siehe Bild S. 33.)

Die Färbung des Bussards wechselt allerdings sehr, zeigt aber nie die Querbänderung auf der Brust wie beim Habicht. Durchschnittlich ist der Bussard oberseits schwarzbraun und unterseits heller graubraun, mit tiefbraunen Flecken und Längsflecken besetzt. Die Wachshaut auf dem Schnabel und der Fuß sind gelb, die Schnabelspitze schwarz.

Der Hühnerhabicht (*Astur palumbarius* L.), Bild S. 33
plattdeutsch „H a f k“ und „H ö h n e r h a f k“, von Hermann Löns „Griep to Höhner dei w“ genannt, kommt nach meinen Beobachtungen und nach angestellten Nachfragen in der Marsch überhaupt nicht, oder nur selten im Winter auf dem Durchzuge vor. Brutvogel ist er in der Marsch nicht. Was bei uns im Winter als Hühnerhabicht angesprochen wird, ist entweder der Mäusebussard oder der Sperber. (Näheres siehe S. 162.)

Sehr selten wird bei uns auf dem Durchzuge

der Zwergfalke oder Merlinsfalke (*Falco regulus* Pall.)

Bild S. 21

beobachtet. In dem strengen Winter 1928/29 ist der Merlin häufiger durchgezogen. Er ist bedeutend kleiner als der Turmfalke und nicht viel größer als eine Drossel, nur der Schwanz ist länger.

Oberkopf, Flügel und Schwanz sind tief blaugrau, die gelblichweiße, mit dünnen dunklen Längsstrichen gezeichnete Unterseite auf Brust und Bauch rostrot überhaucht. Ein Nackenband ist beim Männchen ebenfalls rostrot, der Fuß gelb und der Schnabel hellblau.

Das Weibchen des Merlins ist bedeutend größer als das Männchen. Es unterscheidet sich von diesem deutlich durch die graubraune Oberseite. Die Unterseite ist weißlich bis gelblichbraun mit dunklen Längsflecken, die Steuerfedern sind braun und tragen weißliche bis rostfarbene Querbinden und weißliche Spitzen. Der Nacken ist weißlich oder gelblich und mit dunklen Schaftstrichen bedeckt.

Bei der Jagd auf Kleinvögel sieht man den Merlin tief über die grauen Wiesen und Äcker dahinfliegen. Nach ein paar Flügelschlägen geht er immer wieder in Gleitflug über. Die Flügelschläge sind nicht so schnell wie die des Sperbers.

Beobachtungsangaben über diesen schmucken Falken sind sehr erwünscht.

Ein seltener Gast in unserer Marsch ist auch

die Schneeammer (*Emberiza nivalis* L.). Bild S. 21

Der Vogel ist in seinem Winterkleide auffallend weiß gefärbt. Die weiße Unterseite ist etwas schmutziggelb überhaucht, Rücken, Flügel, Backen und Stirn sind hellbraun. Die Schneeammer bekommt man bei uns ehestens in den kalten Wintermonaten am Heppenser-, Banter- und an dem Deiche nördlich von Rüstertiel zu sehen.

In manchen Wintern kann man in der Marsch zwei finkengroße Singvögel antreffen, die sich auf dem Durchzuge längere Zeit bei uns aufhalten. Es sind der *Berghänfling* und der *Bergfink*, zwei nordische Brüter.

Der Bergfink (*Fringilla montifrigilla* L.) Bild S. 21

Ist von beiden der farbenprächtigste. Kopf und Nacken sind tiefschwarz, Kehle, Kropf, Brust und Schultern leuchtend gelbbraunrot, Schwingen und Schwanzfedern schwarz, die schwarzen Flügeldeckfedern mit einem schmalen weißen Spiegelbände geziert. Bauch, Bürzel und Unterschwanzdeckfedern sind ebenfalls weiß. Gegen das schmucke Männchen fällt das Weibchen sehr ab, seine Oberseite ist sperlingsfarben, die Unterseite grau, auf der Brust schwachrötlich überlaufen.

In Vogelhandlungen wird der schmucke Vogel oft feilgeboten. Sein Gesang reicht an den des Buchfinken nicht heran.

Die Brutheimat des Vogels ist der hohe Norden der alten Welt. Auf dem Durchzuge ist er besonders in stilleren Feldgehölzen anzutreffen.

Der Berghänfling (*Acanthis flavirostris* L.) Bild S. 21

Zeigt viel Ähnlichkeit mit dem Weibchen des Bluthänflings. Die Oberseite ist bei Männchen und Weibchen sperlingsfarben graubraun, die Unterseite grau, auf Kehle und Brust gelbbraun überlaufen und schwach dunkel längsgetupft. Er brütet auf den Inseln und Festlandsküsten des nördlichen Atlantik. In manchen Wintern zieht er in größeren Scharen durch. Auf der Nahrungssuche durchstöbert der Berghänfling gerne Bruchäcker und Trockenlandflächen nach vorhandenem Gefäme. An der Küste tritt er regelmäßig Winter für Winter in den Quellerwiesen der Außendeichsländereien auf. Flüge von 100—200 Vögeln sind keine Seltenheit. Man sieht sie über der Quellerzone in geschlossener Schar dahinfliegen, die bald hier, bald da niedergeht und sich dann über die Samen der Quellers hermacht. An Lauten hört man von einer solchen Gesellschaft helle Locktöne, die wie „tritritritritri“ klingen.

Ende März kann man in der Marsch gelegentlich einmal das Durchziehen des

Kranichs (*Grus grus* L.) Bild S. 33

erleben. Den an der Küstenlinie entlang ostwärts ziehenden Kranichzug erkennt man an der keilförmig angeordneten Reihung und an der völlig waagerecht ausgestreckten Flughaltung der einzelnen Vögel. Kopf, Hals und Rumpf bilden eine gerade Linie. Von einer Schar ziehender Wildgänse unterscheiden sich die Kraniche durch ihren langsameren Flug und durch ihre Größe. Der Kranich ist bedeutend größer und breiter als der weiße Storch. Oberkopf, Kehlgegend und Flügel- schwingen sind schwarz, das übrige Gefieder aschgrau.

Von einer 30 Vögel starken Schar, die am 18. 3. 1927 den Heldenfriedhof in südlicher Richtung überflog, hörte man ziemlich kraftvolle „kü-gorr, kü-gorr“ Rufe. Ob die Kraniche sich gelegentlich in der Marsch niederlassen, ist mir nicht bekannt. In den Heiden und Mooren Südooldenburgs werden öfter rastende Kranichzüge angetroffen.

Das Brutgebiet des Kranichs sind die Sumpfmoor- und Bruchwaldgebiete Lapplands und Finnlands.

So selten wie man ein fliegendes Kranichheer zu Gesicht bekommt, so vertraut ist uns im Winter der Anblick ziehender **Wildgänse**. In dem weiten Marschgebiet zwischen Sande und Ellenserdamm kann man die Wildgänse im Winter tagtäglich ziehen sehen. Schon Ende September stellen sie sich hier ein und bleiben dann bis Ende März. Viele ziehen wohl, sobald der Frost hartnäckiger wird, weiter südlicher, aber ein großer Teil Wildgänse bleibt doch den ganzen Winter über in dem bezeichneten Gebiet, durch das sich vor einigen hundert Jahren noch das Schwarze Brack hinzog.

Sobald es zu dämmern beginnt, ziehen die Wildgänse von den Ländereien, wo sie den Tag über geweidet haben, wieder dem Meere zu, um dort die Nacht zu verbringen, weil sie auf Watt und Wasser gegen alle Nachstellungen besser gesichert sind. Mit Anbruch des Tages fliegen sie wieder auf die Grünländereien zurück. Dieser Pendelverkehr vom Meere zum Land und umgekehrt geht immer unter großem Geschrei vor sich, so daß die im Fluggebiet wohnenden Leute morgens regelmäßig davon geweckt werden. An die 3—4000 Wildgänse schätzt man in manchen Wintern, die dort ständig hin und herpendeln.

Die Weidegebiete werden von den Vögeln bald hier, bald da gesucht, mitunter ziehen sie sogar bis in die ostfriesischen Wiesenmoorländereien kurz vor Egel.

Die zum Lande fliegenden Scharen ordnen sich häufig in mehreren nebeneinander gestaffelten Keilsflügen zu einer mehrere 100 m breiten Front, die dann gleich einer wehrhaften Truppe dahergebraust kommt und ins Land einfällt.

Das Niederlassen einer solchen Schar geschieht nach mehrmaligem Kreisen über der auserwählten Stelle. Erst wenn man sich von der völligen Sicherheit überzeugt hat, senkt sich ein Vogel nach dem andern zur Erde. Während die Schar graßt oder schläft, sind immer einige Wachen ausgestellt, so daß sich ein Jäger schwerlich an sie heranschleichen kann. Trotzdem werden im Einfallgebiet von Ellenserdamm jährlich noch Hunderte von Wildgänsen geschossen.

Am häufigsten geschossen wird

die Saatgans (*Anser fabalis* Lath.), Bild S. 33

eine unserer grauen Hausgans sehr ähnliche Wildgans, deren Gefiederfarbe man im allgemeinen mit einem bräunlichen Grau bezeichnen kann. Von weitem kann man die im Lande sitzende Saatgans ziemlich

genau an dem bräunlichen Anflug der Vorderseite als solche bestimmen. Ihr Fuß ist gelb, die Schnabelspitze und die Schnabelwurzel schwarz und ein dazwischen liegender Ring gelbrot.

Unter den winterlichen Wildgansscharen ist sie zu Tausenden vertreten.

Sehr viel weniger ist

die Graugans (*Anser anser* L.) Bild S. 33

wintertags an unserer Küste zu beobachten. Sie tritt immer nur in kleineren Flügen auf. Ihr Gefieder ist im Gegensatz zur Saatgans rein-grau zu nennen. Der Schnabel ist schwach gelbrot, der Fuß blaßrötlich. Die Graugans brütete früher in den Sümpfen Deutschlands, heute brütet sie hin und wieder noch an den Seen Ostpreußens und Mecklenburgs. Sie ist die Stammutter unserer Hausgans.

Mitunter sieht man unter den Gänfescharen des Winters auch einige Hundert

Bleßgänse (*Anser albifrons* Scop.) Bild S. 33

Sie sind etwas kleiner als die Saatgänse, aber wie diese im allgemeinen bräunlichgrau befiedert. Das Kennzeichen der Art ist die weiße Blesse um die Schnabelwurzel herum. Der Bauch ist schwarz befleckt, der Schnabel blaßrötlich und die Füße gelbrot.

In strengen Wintern werden Hunderte von

der Ringelgans (*Branta bernicla* L.) Bild S. 33

beobachtet und auch viele geschossen. Kopf, Hals und Brust dieser Gans sind bis auf einen undeutlich weißen Halsring (Name!) tiefschwarz, Bauch und Rücken dunkel aschgrau, Unterschwanzdeckfedern und die Federn des Bürzels weiß. Schnabel und Fuß sind schwärzlich.

Viel später als die Saatgans stellt sich

die Weißwangengans oder Nonnengans (*Branta leucopsis* Bechst.) Bild S. 33

bei uns ein. Von den Jägern wird sie auch „Eisgans“ genannt. Es ist eine kurzschnäblige Gans mit weißer Stirn, weißen Kopfseiten, weißem Bauche, weißer Brust und weißen Schwanzdeckfedern. Hinterkopf und Hals sind tiefschwarz, das schwarze Rückengefieder braun gerandet. Ihre Brutheimat ist wie die der etwas kleineren Ringelgans der hohe Norden Europas und des asiatischen Rußlands mit seinen unwirtlichen Küsten und Inseln. Beide Arten halten sich während des winterlichen Zuges gerne auf den bei Ebbe freigelegten Watten und Sandbänken der Nordsee auf. An gewissen Stellen sollen sie mitunter zu Tausenden auftreten.

Im Volksmunde heißen alle Gänsearten „w i l l e G ö ö s“, Einzahl „w i l l e G o o s“, die Männchen „G a n t e r“.

1



Wegen der düsteren Farben heißt sie auch Trauerseeschwalbe. Neben Fischen und anderem Wassergetier besteht ihre Hauptnahrung aus Kerbtieren, die sie nach Art der Schwalben im Fluge über den Gräsern und Kräutern der Wiesen und des Sumpfes fängt.

Sie erreicht die Größe der Flußseeschwalbe und ist wie diese ein Zugvogel. Anfang Mai erscheint sie bei uns und verläßt uns wieder im August.

B 2.) Durchziehende Vögel und Wintergäste.

Auf den größeren Teichen und Wasserzügen unserer Marsch findet man zur Zugzeit allerlei seltene Schwimmvögel, die vom Norden her durch unser Gebiet wandern und im Frühjahr auf dem Rückzuge oft mehrere Wochen bei uns bleiben, ehe sie ihre Wohngebiete hoch im Norden wieder aufsuchen.

Als Durchzügler und auch als Wintergast trifft man

die Schellente (*Glaucionetta clangula* L.) Bild S. 43

an. Im strengen Winter 1928/29 konnte man sie längere Zeit in den offenen Stellen des Hafens beobachten. Gleich neben dem norwegischen Dampfer, der damals in der 1. Hafeneinfahrt lag, und in der Fahrinne der Grodenfähre. Sonst ist sie allwinterlich auf den stilleren Strecken der Maade beim Hohewerther Grashaus, auf dem Friedeburger Tief hinter Ellens, auf dem Hookfieler Tief und auf dem Rüksterfieler Fortgraben vorübergehend beobachtet worden.

An dem schwarzgrünen Kopfe des Erpels fällt zwischen Schnabel und Auge ein großer weißer Wangenfleck auf. Der Rücken ist schwarz, an der Flügelkante läuft ein breites weißes Band entlang, das besonders beim Schwimmen auffällt. Im Fliegen erkennt man die weiße Unterseite der Schellente. Der hochgebaute Kopf trägt einen kurzen Schnabel. Das Weibchen hat einen schwarzbraunen Kopf, die Brust ist dunkel gefleckt, der weiße Wangenfleck fehlt. Der Name Schellente wird von dem Tone hergeleitet, den die Klügel beim Fliegen verursachen. Er klingt wie „pjübjübjübjübjü . . .“. Ihr Brutgebiet ist Norwegen, Schweden, sowie das europäische und asiatische Rußland. Mitunter soll sie auch in Dänemark und Deutschland brüten.

Unter den Stockentenscharen, die sich während des Frühjahrszuges im März auf den stilleren Maadeschleifen aufhalten, trifft man mit Bestimmtheit auch meist einige

Pfeifenten (*Anas penelope* L.) Bild S. 43

an. Sie fliegen später auf als die scheueren Stockenten. Ehe man sie sieht, verraten sie sich durch ein helles, melodisch klingendes Pfeifen, das wie „wie=ü — wie=ü“ oder „quiev=wief — quiev=wief“ klingt. Während des Fluges lassen sie diesen Ton auch von sich vernehmen.

Anfang März tragen die Männchen dieser Ente das Hochzeitskleid, an dem die hellgelbe Stirnblässe vor dem rotbraunen Kopfe auffällt.